

# Hagröslein.

---

## Erzählungen und Bilder

aus dem

**Volksleben der Vierwaldstätter.**

---

Von **Karl Eichhorn.**

---

**Luzern 1896.**

Geschw. Doleschal's Buchhandlung (Nachf. J. Eisenring)  
Kommissionsverlag.

---

Druck von J. L. Bucher & Sohn.



Der

## Brändli-Toneli auf Morschach.

Zu den interessantesten Ausflugszielen von Brunnen, dem am Eingang zum lieblichen Schwyzertal so reizend gelegenen Uferorte des Vierwaldstättersees, gehört das nur etwa 40 Minuten entfernte Dörfchen Morschach mit seinen hervorragenden Aussichtspunkten Axenstein, Axenfels, Degenbalm, Schilti u. s. w. Heute sind sie weltbekannt und vor kaum einem Menschenalter war noch höchst selten und nur in engem Kreise davon die Rede.

Selbst der stetig sich entwickelnde Fremdenplatz Brunnen war vor etwa 30 Jahren noch verhältnismäßig schwach besucht. Nur wenige bescheidene Gasthäuser gab es daselbst und da, wo heute der stattliche Waldstätterhof steht, lag damals nur ein öder, steriler Streifen Strandboden. Der nun so ansehnliche Landungsplatz wurde durch verwitterte, unschöne Gebäude, namentlich die Sust (Lagerhaus), beengt und verunstaltet. Die an interessanten Punkten so reiche Axenstraße hatte man kaum vollendet und von der Gotthardbahn, dem technischen Wunder der Centralalpen, bestanden lediglich Projekte.

Das kleine Bergdorf Morschach, welches idyllisch auf einer Terrasse des Frohnalpstockes, oberhalb der jäh zum Vierwaldstättersee abfallenden Wasiflüh liegt, hatte noch keine Straßenverbindungen, wie das heute der Fall ist. Es bildete den Knotenpunkt einiger rauher Bergwege, zu denen auch der über den Axen führende Tellenpfad gehörte. Morschach war noch ein weltvergessener Alpenwinkel, in welchem es nicht einmal einen Bäcker, geschweige denn einen Kramladen oder gar eine Apotheke gab.

Und so galt es denn, alles vom Tal herauf zu holen, was die Morschacher außer ihren eigenen Produkten bedurften. Jede Woche ging ein Bote ins Tal, nach Brunnen, Ingenbohl und Schwyz, um Butter, Honig, Eier und andere Erzeugnisse der Landwirtschaft hinab zu tragen und dafür neben Brod, Mehl und Salz die verschiedensten Bedarfsartikel zurück zu bringen.

Den Botendienst besorgte seit einiger Zeit der älteste Knabe der Brändli-Franziska, einer kinderreichen, aber mittellosen Witfrau, deren Mann als Schiffer bei einem Sturm auf dem Vierwaldstättersee ums Leben gekommen war. Kaum etwa 12 Jahre alt, trug Toneli die Siebensachen in einem Rückenkorb oder auf einer Tragggabel

talwärts und bergauf, mochte das Wetter sein, wie es wollte. Weder Hitze noch Kälte, weder Sturm noch Regen, hatten auf die Zuverlässigkeit des kleinen Boten irgend einen Einfluß. Stolz auf seine Vertrauensstellung und glücklich, der schwergeplagten Mutter eine, wenn auch noch schwache Stütze sein zu können, erfüllte der körperlich nicht sonderlich kräftige Knabe seinen Dienst mit großer Gewissenhaftigkeit. Was auch etwa Fastnachtstage, Kirchweihfeste und Jahrmärkte Hörens- und Sehenswertes ins Tal brachten, nichts konnte den kleinen Boten zu irgend einem Versäumnis verlocken.

Eines aber gab es, das ihn, den kleinen Anton oder Brändli-Toneli, wie man den Knaben meistens nannte, leicht dazu brachte, seine Schritte zu beschleunigen, um auf diese Weise einige Minuten einzubringen. In Ingenbohl wohnte ein guter, aber trotzdem wenig beschäftigter, armer Geigenmacher, der mitunter seine trüben Momente mit Geigenspiel zu verscheuchen suchte. Und seinem Spiele lauschte der Botenknabe dann und wann beim Vorübergehen mit einer Andacht, als hörte er einer Sonntagspredigt des würdigen Dorfpfarrers zu.

Es war an einem herrlichen Frühlingsmorgen, als der Brändli-Toneli auf gewohntem Botengange wiederum an dem einsamen Häuschen des Geigenmachers Suter vorüberkam. Durch das offene Fenster des niedern Stübchens tönten mächtig packende Melodien. Der Knabe stellte seinen Korb, in dem er zwei Zicklein trug, auf die Mauer ab; welche einen kleinen, halbverwilderten Garten umschloß. Leuchtenden Blickes gab sich der gelegentliche Zuhörer dem Genusse der Improvisation des Geigenmachers hin, der vielleicht bei der Probe eines neuen Instrumentes demselben selbstvergessen anvertraute, was ihn in tiefer Seele bewegte.

Da erscholl zwischen die bald anschwellenden, bald abnehmenden Geigentöne, nicht gerade harmonisch, lautes Meckern der Zicklein aus dem Korbe des kleinen Boten. Eben wollte Toneli mit den ungeduldigen Schreihälsen weiter gehen, als der Geigenmacher mit seinem Fidelbogen zum Fenster hinausfuhr, wie ein Fuhrmann mit seiner Geißel, wenn er sie von seinem Wagen herunter nach einem hartnäckigen Kläffer schwingt. So leicht aber die kleine Störung den Zorn Suters erregt hatte, so schnell war das Wölklein des Unwillens wieder verschwunden, als er den wohlbekannten stillen Bewunderer seines Violinspiels erblickte. Und mit den Worten: „Du kommst mir grad recht, Toneli; wart' einen Augenblick“, war der Geigenmacher wieder vom Fenster verschwunden.

Kurz darauf kam der viel unterschätzte und verkannte Künstler vor das Haus. Er war ein schwächtiges Männlein von etwas über 50 Jahren, mit langem, stark ergrautem Haupthaare. Sein dunkler Anzug zeigte sehr fadenscheinige Stellen und einige abgeschliffene Rockknöpfe hingen dienstmüde und los an wenigen Fäden.

Während Suter einige Batzen aus seinem Westentäschchen herausklaubte und sie dem Jungen Stück um Stück in die Hand zählte, gab er demselben den Auftrag, ihm ein Viertelpfund echten, guten Pfälzer von Schwyz mitzubringen. Er habe zwar erst vor kurzem einem Hausierer, dem Zundel-Nazi, ein Päcklein Tabak abgekauft, aber derselbe sei ganz miserables Kraut und rieche schimmelig wie verlegenes Stroh. Selbst die Schnitzel mancher recht guter Zigarrenstummel, die er leider darunter gemischt, hätten den Muffkanaster nicht rauchbarer gemacht.

Diensteifrig versprach Toneli, den gewünschten Tabak dem Meister zu besorgen und entschuldigte sich, zutraulich zu ihm aufblickend, wegen des verursachten Unterbruchs im Geigenspiel. Begütigend fuhr das quecksilberne

Männchen dem flachshaarigen Bübchen über den Kopf und wohlgefällig folgte Suters Blick dem kleinen Boten, der sich wieder auf den Weg machte. Aus dem wasserblauen Augenpaar des Kleinen leuchtete ein schwärmerisches Feuer und aus seinem ganzen Wesen sprach ein undefinierbares Etwas, das dem sehr dürftig gekleideten Knaben einen Anhauch von Vornehmheit verlieh. Suter murmelte denn auch, indem er sich dem Haus zuwandte, etwas von einem verwünschten Prinzchen und prophezeite dem Brändli-Toneli Großes, obschon der geschickte Instrumentenmacher seinen eigenen, bei weitem nicht so hochfliegenden Hoffnungen längst die Flügel gestutzt hatte.

Toneli brachte dem Geigenmacher Suter, wie schon oft, den gewünschten Tabak pünktlich und verweilte ein wenig in dessen Werkstatt, was er bisweilen zu tun pflegte. Dabei hatte der lernbegierige Knabe von dem freundlichen Meister allmählich gelernt die Geige halten, die Töne greifen, den Bogen führen, die Tonleiter spielen und überraschend leicht auch einige Melodien. Als Suter heute seinem eifrigen Kunstjünger nach durchgenommener kurzer Uebung gar eine Geige schenkte, wenn auch nur eine mehrfach geflickte, da wußte sich Toneli in seinem Glück kaum mehr zu fassen und dankte dem guten Meister so, daß es demselben ordentlich warm und weich ums Herz wurde.

Trotz seiner Bürde ging der Botenknabe diesmal so hurtig wie noch nie durch den Ingenbohler Wald hinauf nach Morschach, und der Amselsang, welcher mannigfach von den Tannenwipfeln schallte, dünkte ihn schöner als je zuvor. Kaum zu Hause angekommen, eilte Toneli mit seiner Geige jubelnd der Mutter entgegen und um alles in der Welt hätte er es sich nicht nehmen lassen, ohne weiteres das, was er von Suter gelernt, bis auf den letzten Bogenstrich herunterzugeigen.

Staunend, mit offenem Mund, hörten die kleinen Geschwister ihrem Bruder zu, ein kleiner, bausbackiger Knirps klatschte wiederholt mit der Sicherheit eines Kunstverständigen in seine Händchen und ein Schwesterchen ließ bei einem Aufblick der Mutter verlegen den Schürzenzipfel fallen, den es mit einem Händchen gefaßt hatte, um anmutig im Tanz sich zu drehen.

Die Brändli-Franziska gab ihrer Freude unverholenen Ausdruck, nachdem ihr Toneli erzählt hatte, wie er zu dem Gelernten und zu der Geige gekommen war, zumal er versicherte, deshalb nichts im Botendienst versäumt oder vernachlässigt zu haben. In einem Zukunftsbild schwebte der guten Frau ihr anstelliger Knabe schon als gewandter Geiger vor, der zur Fastnachtzeit, an der Kirchweih und bei Hochzeitsanlässen ein schönes Stück Geld sich verdiene. Solch frohe Stimmung, wie an diesem Abend, hatte im Brändli-Häuschen schon lange nicht mehr geherrscht.

Einstweilen war aber noch meistens Schmalhans Küchenmeister auf dem Brändli. Primitiv war überhaupt das ganze Anwesen. Gleich einem Adlerhorste erschien hoch oben auf der Wasifluh das alte, morsche Häuschen, in eine Felsennische eingebaut. Aus dem einstöckigen, kaminlosen Blockhäuschen quoll der Rauch durch die Dachlücken und nur wenige kleine Fenster mit bleigefärbten, runden Butzenscheiben durchbrachen das wetterbraune Holzwerk.

Eine kleine, magere Bergwiese, eingeeengt zwischen Tannwald und wildem Strauchwerk, bot nur wenigen Ziegen Futter. Die Milch derselben, Erdäpfel und sonstiges Gemüse, das ein steiniger Hausgarten lieferte, bildeten den Hauptteil der Nahrung für die vielköpfige Familie. Fast ein Festtag war es, wenn etwa einmal neben Spinat oder Kraut und Erdäpfeln gekochte Heidelbeeren auf den

Tisch kamen oder ein „Ragout“ von Waldschnecken, die der Toneli im Winterschlaf überrascht oder nach dem ersten warmen Frühlingsregen gesammelt hatte.

Neben seinen Botengängen versorgte der Knabe den Feuerherd und Ofen mit dem nötigen Holz. Zur Sommerszeit sammelte der rastlose Kleine Alpenblumen, um sie in Brunnen an Kurgäste und Touristen zu verkaufen. Trotzdem fand er immer noch Zeit, sich auf seiner Geige zu üben und bald brachte er es dazu, eine Melodie oder Tanzweise, die er irgendwo gehört hatte, frei aus dem Gedächtnis nachzuspielen und zwar mit so sicherer Bogenführung und so gemütvoller Vertiefung, daß jedermann sich darüber verwunderte.

Eines Tages nun war Toneli in früher Morgenstunde am Frohnalpstock hinaufgestiegen, um Alpenblumen zu pflücken. Schon hoch am Himmel stand die Sonne und noch war der Knabe nicht zurückgekehrt. Bereits wiederholt hatte die Mutter nach ihm ausgeschaut, aber vergebens. Im Stübchen wurde es ihr nachgerade zu enge. Sollte dem Knaben ein Unfall zugestoßen sein? Das Blumenpflücken in den Bergen forderte ja alljährlich seine Opfer! Freilich hatte Toneli der ängstlichen Mutter wiederholt versichert, daß er sich keiner Blume wegen leichtsinnig der Gefahr aussetze und daß sein Mütterlein deshalb ohne Sorgen sein könne.

Heute aber wußte sich die Brändli-Franziska der wachsenden Bangigkeit kaum mehr zu erwehren. Endlich ließen sich auf dem holperigen Pfade, der vom Morschacher Dörfchen zum Brändli hinaufführte, Schritte vernehmen und erleichtert atmete die auf jeden Tritt Lauschende auf. Aber wie sie bald heraushörte, waren es schwere, unbekannte Tritte, und als ein Knecht des Gemeindepräsidenten Betschart grüßend auf das Häuschen zu kam, da vermochte die gute Frau in banger Ahnung kaum noch

einen Gegengruß hervorzubringen und sie mußte sich auf das Treppengeländer stützen.

Doch der Knecht mochte empfinden, was im Innern der armen Witfrau vorging und erklärte daher vor allem kurz, daß wohl ein Unglück begegnet sei, das aber nicht den Toneli betroffen habe, sondern einen unbekanntem, fremden Touristen. Der Knabe habe beim Blumensammeln am Fuße eines Felsenbandes einen Mann bewußtlos aufgefunden und sei schweißtriefend ins Dörfchen zurückgekommen, um die Unglücksbotschaft dem Gemeindepräsidenten zu hinterbringen. Derselbe habe sofort einige starke Männer beauftragt, den Verunglückten vom steilen Berghang herunter zu holen, und Toneli sei inzwischen nach Schwyz geeilt zu einem Arzt. Der Knabe habe flinke Beine wie eine Gemse und werde wohl bald wieder zurück sein.

Es wurde aber doch Mittag, bis Toneli heimkehrte und seiner Mutter den Vorfall erzählen konnte. Der Kleine war durch den Weißfluhwald in die Auweid und bis zum Bärentroß emporgestiegen, um dort Alpenrosen zu pflücken. Auf einmal fand er einen fast neuen Bergstock. Toneli vermutete, derselbe könnte von jemandem da hingelegt worden sein, spähte umher, konnte jedoch niemand erblicken. Dagegen fand er unweit vom Stock einen schleierumwickelten Hut, wie er solche schon oft von Touristen hatte tragen sehen. Demnach war wohl jemand unterwegs auf dem kürzesten, aber nicht ungefährlichen Auf- oder Abstieg der Frohnalp.

Besorgnis und Neugierde bestimmten den Knaben, die nächste Umgebung der Fundstelle genau abzusuchen. Im Begriffe, eine kleine Tanngruppe zu umgehen, stieß er auf einen wie tot daliegenden Mann. Mit dem Kopfe abwärts gekehrt und den rechten Arm unter dem Leib, lag der Unbekannte da, blutig und zerschunden im Gesicht

und an der linken Hand, von der ein Stück des Rock- und Hemdärmels zerrissen und blutbefleckt herunterhing.

Der Bann des Entsetzens, in welchem sich der Knabe anfänglich befand, wich bald dem mächtig sich regenden Gefühl des Mitleids und der Sorge um den vielleicht noch zu Rettenden. Achtlos waren dem Toneli eine Handvoll Blumen entfallen. Er dachte gar nicht mehr an das Sammeln von Alpenrosen. Nach Hülfe für den vermutlich Abgestürzten ging all sein Sinnen und Trachten und mit der Behendigkeit eines Eichkätzchens legte der Knabe den steilen Pfad nach Morschach zurück. Und Hülfe ward dem Fremden noch rechtzeitig zu teil.

Der Schwerverwundete wurde in dem Gasthaus neben der Kirche, dem damals einzig bestehenden, untergebracht. Die erste ärztliche Hülfe war keine leichte Sache, handelte sich's doch nach dem vorgenommenen Untersuchen um eine tiefklaffende Kopfwunde, einen Armbruch und viele Quetschungen. Dann hatte starker Blutverlust die Lebenskraft des noch jugendlichen Mannes fast erschöpft. Trotz allem glaubte der Arzt, völlige Wiederherstellung sei kein Ding der Unmöglichkeit.

Nach den auf dem Abgestürzten gefundenen Papieren entstammte er einer englischen Familie und hatte sich in den letzten Tagen vor dem Unfall in Brunnen aufgehalten. Letzteres war aus einer Hotelrechnung zu schließen, die sich in einer Briefftasche vorfand, welche eine bedeutende Summe in Wertpapieren enthielt. Es konnten auch die nächsten Angehörigen des Schwerverwundeten ermittelt und von dem Vorkommnis in Kenntnis gesetzt werden.

Wohl erholte sich Herr Warren, wie der Engländer hieß, von den erlittenen Verletzungen, aber nur langsam. Schon nahe der Herbst. Manches, was das schlichte Bergwirthshaus vorher nicht besessen, war zur Bequemlich-

keit des fremden Gastes herbeigeschafft worden. Aber die immer länger werdenden Abende erregten doch das Gefühl der Langeweile beim Genesenden, zumal er nach ärztlichem Rat alles Schreiben und Lesen aufs äußerste beschränken mußte. Sein Hauptvergnügen war das Violinspiel des Brändli-Toneli.

Sofort nach der ärztlichen Erlaubnis zum Empfange von Besuchen hatte Warren den Knaben zu sich kommen lassen und ihm, als seinem Lebensretter, ein reiches Geschenk gemacht. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Warren auch von der Neigung Tonelis für das Violinspiel und der zu Tag tretenden Begabung des Knaben. Seither hatte der Fremde den Kleinen oft mit seiner Geige zu sich kommen lassen und dessen eigenartige, packende Vortragsweise bewundert. Sie brachte Warren nach und nach zu dem Vorsatze, auf die musikalische Ausbildung des begabten Jungen bedacht zu sein.

Meister Herbst hatte der Landschaft bereits ein wärmeres Kolorit verliehen, als der Engländer eines Morgens im einsamen Häuschen auf dem Brändli erschien, um von dem liebgewonnenen Botenknaben Abschied zu nehmen. Seine Reise ging, wie er in eigentümlich accentuiertem Deutsch dem Toneli und seiner Mutter auseinandersetzte, zunächst nach England zur Ordnung dringender Geschäfte, dann nach Italien, um über den Winter an der Riviera vollständige Kräftigung zu suchen. Gelegentlich werde er dann trachten, den Knaben bei einem geschickten italienischen Meister unterzubringen, der ihn befähige, als Virtuos zu Weltruf und Reichtum zu gelangen. Freilich seien dazu Jahre erforderlich, aber Toneli erhalte damit erwünschte Gelegenheit, sich sonst noch weiter auszubilden und einen Teil der reichen Kunstschatze Italiens kennen zu lernen.

Obwohl das, was Herr Warren über Italien gesagt, den Brändli-Toneli größtenteils völlig fremd anmutete, war es doch eine neue, verlockende Welt, die sich vor seinem geistigen Auge öffnete, und mit wortlosem Entzücken blickte er zu dem freundlich-ernsten Manne auf, der sich bereit erklärte, Toneli für seinen beim Unfall am Frohnalpstock geleisteten Liebesdienst großmütig die Möglichkeit zu bieten, Mutter und Geschwister reich und glücklich zu machen.

Dankerfüllt reichte der Knabe dem Scheidenden die Hand und blickte fragend die Mutter an, was sie wohl dazu sagen werde. Ihr aber war es, als hätte sie die vielverheißenden Versprechungen wie im traumbefangenen Zustande mitangehört und als könnte ein lautes Wort den ganzen Zauber bannen. Doch erklärte Franziska entschlossen, daß sie, trotz der ihr sehr schwer fallenden Trennung von Toneli, ihn der so weitgehenden Vorsorge eines edlen Gönners dankend anvertraue und gerne seine gütigen Anordnungen gewärtige.

Monate waren seit der Abreise Warrens verstrichen und der Winter hatte sich früh und mit ungewöhnlicher Strenge eingestellt. Doch seine Härte wurde denen im Brändli-Häuschen ungleich weniger fühlbar als früher, dank der weitgehenden Vorsorge Warrens. Man gedachte daher oft des großmütigen Wohltäters. Doch ging der Brändli-Franziska manchmal wie ein Stich ins Herz, wenn sie an die bevorstehende Trennung von ihrem ältesten Knaben dachte. Der anstellige, gemüthvolle und verständige Junge war ihr Augapfel. Zudem verlor sie, wenn Toneli nach Italien ging, eine Stütze, die sie noch kaum ermangeln konnte, ohne sich neue, vermehrte Sorgen aufzubürden. Aber auch dieses Opfer zu bringen, war die wackere Frau dennoch fest entschlossen. Sie wollte

Toneli nicht hindernd in den Weg treten, auf den ihn Begabung und Neigung hinwiesen.

Es waren daher recht gemischte Gefühle, mit denen Franziska im Monat März ein ziemlich hochgewertetes Postpaket empfing, das mit einer buntscheckigen Reihe von Postmarken beklebt war und eine Menge von Poststempeln trug. Das Paket kam von Rom und enthielt eine ansehnliche Summe in Gold, bestimmt zur Ausstattung Tonelis für die Reise nach Italien, nebst der bestimmten Weisung, sich bereit zu halten, indem Herr Warren mittheilte, daß er einen vortrefflichen Meister für den Knaben gefunden habe und das Nähere in einem spätern Briefe kundgeben werde.

Nach kurzer Zeit langte auch ein zweiter Brief aus Italien an. Laut demselben sollte Toneli anfangs April mit der Post über den St. Gotthard bis nach Mailand reisen, von wo ihn dann ein Vertrauter des Herrn Warren nach Rom bringen würde. Und da ein vielbewährter Kondukteur der Gotthardpost, der wackere Zraggen, als ein ehemaliger guter Freund des Mannes der Brändli-Franziska gewiß bereit war, den Knaben während der Bergfahrt in Obhut zu nehmen, so machte das der Witfrau keine weitere Sorge, obschon damals ein Gotthardübergang im Frühjahr vielfacher Lawinengefahr wegen mehr oder weniger als ein Wagnis galt.

Rascher als man sich's gedacht, war so der Tag der Abreise herangerückt. Toneli fühlte sich von einer ihm bisher ganz unbekanntem, rasch wechselnden Gemütsstimmung mächtig ergriffen. Bald hätte er laut aufjubeln und sein Glück allen Echos in den Flügen zujauchzen mögen, bald überfiel ihn tiefste Traurigkeit, er fühlte heftige Beklommenheit und glaubte, vor unennbarem Weh laut aufschreien zu müssen. Ihm kam es so vor, als sei er schon

herausgerissen aus dem Familienkreis und dem kleinen Heim bereits entfremdet.

Am Vorabend der Abreise gab sich Toneli in stiller Wehmut noch einmal dem Anblick des Vierwaldstättersees hin, der den von der Wasifluh herunter Schauenden ein prachtvolles, malerisches Bild darbietet. Das feuchtschimmernde Auge des Knaben schweifte auch noch einmal zum nahen, firngekrönten Urirotstock und seinen mit Gletscherschilden gewappneten Knappen empor. Und nicht abzuwenden vermochte er sich von dem prachtvollen Anblicke, bis das Abendrot von den Silberkuppen wich und die Schatten der Nacht sich in die Täler senkten.

Dann trat Toneli auf das Häuschen zu, alles um ihn her noch einmal ins Auge fassend, als wollte er sich ein Bild davon tief in seine Seele einprägen. Die Mutter hatte die kleinern Kinder schon zu Bette gebracht und kam ihm unter der Tür entgegen. Wohl ahnend, was in dem Knaben vorging, schloß sie ihn innig in ihre Arme. Während Toneli sie in überwallender Zärtlichkeit küßte, spürte er Tränen auf sein wie vom Fieber glühendes Gesicht fallen.

Da nahte in eiligem Schritte noch ein Postbote und brachte eine Depesche. Es war das ein Ereignis auf Mordechach zu damaliger Zeit und ein Ereignis war es auch und zwar ein höchst wichtiges, folgenschweres, was sie meldete. Die Depesche kam von dem Freunde des Herrn Warren in Mailand und enthielt folgende lakonische Mitteilung:

„Krieg ausgebrochen zwischen Sardinien und Oesterreich. Schwere Befürchtungen. Reise bis auf weiteres verschoben.“

Es war im April 1859, im Lenz der Einigung Italiens. Die nachfolgenden Ereignisse gaben den in der Depesche

ausgesprochenen Befürchtungen nur zu sehr recht. Es entspann sich ein langwieriger und blutiger Krieg, dem erst der Zürcher Friede vom 10. November 1859 ein Ende machte.

Toneli nahm seine gewohnte Beschäftigung wieder auf, wenn ihm auch mehrere Tage die Botengänge ins Tal ganz ungewohnt vorkamen. Einmal frug ihn der Talmüller, bei welchem er gewöhnlich seine Einkäufe zu besorgen hatte und bisweilen dem Hantieren der mehlbestäubten Gesellen zusah, ob er nicht den Müller- und Bäckerberuf zu erlernen wünschte. Toneli hätte jetzt so das Alter und anscheinend auch das Zeug dazu und erhielt von Stunde an Kost, Logis und Kleidung in der Mühle.

Von der unvermuteten Frage ganz verblüfft, wurde der Knabe über und über rot im Gesicht und brachte in seiner Verlegenheit nur heraus, er wolle hören, was die Mutter dazu sage. Herr Tschaluner, der Mühlenbesitzer, legte das in dem Sinne aus, der arme Botenknabe, den man in der Talmühle immer sehr wohlwollend behandelt hatte, wisse sich kaum zu fassen über den gemachten Vorschlag. Tschaluner klopfte daher dem Toneli unter freundlichem Zunicken auf die Achsel mit der Bemerkung: „Natürlich hat deine Mutter darüber zu entscheiden, aber sie wird schwerlich etwas dagegen haben, wenn du bei mir in die Lehre gehen willst.“

Das Anerbieten des Talmüllers gab dem guten Burschen viel zu denken auf dem Heimwege. Der Müller- und Bäckerberuf hatte dem Kleinen sonst sehr zugesagt und mehr als einmal war in ihm der Wunsch aufgestiegen, dieses Handwerk zu erlernen. Die Sauberkeit des Gewerbes, der angenehme Duft frischgebackenen Brodes und die so behagliche Wärme der Backstube bei frösteligem Wetter hatten es dem Knaben angetan. Doch war er

dieser Neigung kaum noch bewußt, seit Herr Warren ihm helfend die Hand geboten, auf einer Bahn Stufe um Stufe anzusteigen, wohin ein innerer Drang ihn unwiderstehlich wies, zu einer Höhe, die ihm so erhaben erschien, wie die aussichtsreichen Gipfel seiner heimatlichen Berge, auf welche er so oft nach Alpenblumen geklettert war. Wohl verzögerte der ausgebrochene Krieg augenblicklich die Ausführung der väterlichen Anordnungen Warrens. Das Kriegswetter mußte sich aber über kurz oder lang auch wieder verziehen und dann ging es nach dem herrlichen Süden, dem ersehnten Ziele zu.

Tonelis Mutter war der Meinung, der Vorschlag des Müllers sei immerhin verdankenswert; so einmal seine eigene Bäckerei auf Morschach zu errichten, wäre auch etwas und vorderhand solle Toneli in der Talmühle nur sagen, seine Mutter werde sich die Sache überlegen. Indessen vergingen Monate. Der Müller drängte und zwar schließlich in etwas barscher Manier, weil ihn das unentschlossene Wesen der Leute verdroß. Toneli mochte ihm nicht sagen, an was er noch immer all seine Hoffnung knüpfte, obschon es ihm mitunter unsäglich weh ums Herz wurde, angesichts der unabsehbaren Verzögerung.

Endlich traf ein Brief aus Mailand ein. In nicht geringer Erregung erbrach die Brändli-Franziska das mehrfach versiegelte Schreiben. Es kam vom Vertrauten des Herrn Warren. Derselbe berichtete in Ausdrücken höchsten Bedauerns, daß er seit nahezu einem halben Jahre von seinem Freunde keine Nachricht mehr erhalten habe und leider annehmen müsse, derselbe sei total verschollen. Ob Warren etwa bei einem allzukühnen Wagnis während des Krieges von einer Kugel gefallen oder während den Verwickelungen und Wirren sonstwie umgekommen sei, das werde vielleicht die Untersuchung an den Tag bringen,

welche er im Einverständnis mit den Angehörigen Warrens veranlaßt habe.

Fahle Blässe überzog das Gesicht Tonelis. Doch mit auffallender Ruhe gab er seinem Schmerze Ausdruck über das mysteriöse Ende des edlen Menschenfreundes. Keine Silbe des Bedauerns der so jäh zerstörten Hoffnungen wegen kam über die verräterisch zuckenden Lippen des Knaben. Seine eiserne Willenskraft im stillen bewundernd, gab ihm die Mutter einen innigen Kuß und äußerte den frommen Wunsch, der Allmächtige möge Herrn Warren im Jenseits lohnen, was er Gutes an ihnen getan. Darauf holte der Knabe dürre Alpenblumen und umgab die von seinem Gönner erhaltene Photographie mit einem schlichten Kränzlein. Feucht schimmerte es in den Augen des guten Jungen, als er das so geschmückte Bild Warrens wieder an seinen Ort brachte.

Im Einverständnis mit seiner Mutter säumte nun Toneli nicht länger mit der Erklärung an Herrn Tschaluner, daß er bei ihm als Lehrling einzutreten gedenke. Sein Eintritt erfolgte auch in Bälde, da nun der zweitälteste Bruder den Botendienst übernehmen und die sonstigen Obliegenheiten Tonelis besorgen konnte.

Der neue Müllerlehrling erwies sich als recht anständig und fleißig und erwarb sich rasch die Gunst aller Hausgenossen. Eine Ausnahme hievon machte nur Gustav, ein im gleichen Alter stehender Sohn des Talmüllers. Derselbe war ungehalten darüber, daß der arme Knabe seine Kameradschaft in keineswegs verletzender, aber bestimmter Form ablehnte, nachdem er ihn neben andern Knaben zu verschiedenen Anlässen mitgenommen hatte, wobei man sich auf Kosten Gustavs gütlich tat und dafür dem Betörten derart schmeichelte, daß es dem offenen, geraden Wesen des jungen Morschachers ganz und gar widersprach.

Zudem war Tonelis Herz noch zu sehr erfüllt von dem Weh über die blitzartige Zernichtung seiner schönsten Hoffnungen, um an eitler Lust sich zu erlaben. Davon zeugten die klagenden Weisen seiner Geige, die manchmal von seinem Dachkämmerlein in die tiefe Nacht hinaus-tönten und im Gebrause des Mühlebaches sich verloren. Wohl aber trachtete der strebsame Junge nach mög-lichster Fortbildung und gehörte bald zu den eifrigsten Schülern einer Handwerkerschule. Sonntags war das kleine Häuschen auf dem Brändli meistens sein Ziel, um einige Stunden bei den lieben Seinen zuzubringen.

Tschaluner hatte seine Mühle vollständig umgebaut und mit ganz neuem Mahlwerke versehen, ebenso seine Bäckerei erweitert und verbessert. Alle Einrichtungen in der Mühle und im Haus trugen den Stempel der Wohl-habenheit und Solidität. Tschaluner war offenbar ein tüchtiger Fachmann, stark im Handel beschäftigt und daher viel in Geschäften abwesend. Einem Brod- und Mehlladen voll regen Verkehrs stand die Müllerin vor, eine tüchtige Frau, die gleichzeitig das große Hauswesen leitete. Söhne und Töchter erhielten in guten Schulen eine tüchtige Bildung und wurden nach ihrer Rückkehr ins Elternhaus auch zur Arbeit angehalten. Doch die vielbeschäftigte Mutter vermochte die achtköpfige Kinder-schar nicht immer im Auge zu behalten, stellte an ihre Lieblinge auch nicht die gleichen Anforderungen, wie an sich selbst, und sah ihnen manches nach, das sich mit der Zeit bitter rächen sollte.

Zu Tonelis Obliegenheiten gehörte, im Bedarfsfalle Mehl und Brod in den Verkaufsladen hinzutragen und daselbst an bestimmtem Platze unterzubringen. Einmal nun wurde ein ziemlich starker Eingriff in die Ladenkasse entdeckt, dem manch kleinere Entwendungen vorange-

gangen waren. Der Müller selbst untersuchte den fatalen Vorfall.

Auch der Lehrjunge wurde ins Verhör gezogen. Auf die unverfängliche Frage Tschaluners, ob er etwa einmal irgend jemand verdächtigerweise bei der Ladenkasse angetroffen habe, wurde der schüchterne Bursche blutrot im Gesicht. Doch er verneinte die Frage entschieden. Wer denn gewöhnlich am Ladentisch gewesen? frug der Müller weiter, und Toneli versicherte, daß er außer der Meisterin, den zwei ältesten Söhnen und der Tochter Agnes niemand dabei angetroffen habe.

Nach einer Pause des Nachdenkens erkundigte sich Herr Tschaluner ganz vertraulich, ob er gegen jemand einen bestimmten Verdacht hege? Doch der Knabe schüttelte auch darob verneinend den Kopf und meinte, keinem Hausgenossen traue er etwas Böses zu. Da zeigte ihm der Müller ein goldenes Hundertfrankenstück und frug, ob er auch schon ein solches gesehen habe? Toneli bewunderte staunend die schöne Goldmünze und antwortete in voller Arglosigkeit: „Nein, bis vor wenigen Tagen wußte ich nicht einmal, daß es so wertvolle Geldstücke gibt, da erzählte man in der Mühle, der junge Herr Otto habe ein solches dem Obermüller gezeigt.“ Hierauf brach Herr Tschaluner seine Fragen plötzlich ab und entließ den Lehrburschen in gewohnter leutseliger Weise.

Abends hieß es am Gesellentisch, der Fehlbetrag der Kasse sei wieder zum Vorschein gekommen, dagegen müsse etwas Besonderes vorgefallen sein, denn die Müllerin habe sehr geweint und Otto sei plötzlich abgereist. — Toneli sah ihn während der ganzen Lehrzeit nie wieder.

Eines Tages fand der Lehrbursche zwischen der Mühle und dem Wohnhause die Rechnung eines Zürcher Handlungshauses im Betrage von mehreren hundert Franken für ein blaues Seidenkleid, ausgestellt auf Herrn Tscha-

luner. Agnes, die älteste Tochter des Müllers, sah im Vorübergehen nach, was der Junge aufgehoben habe, hocherrötend zog sie ihm das Papier rasch aus den Händen und eilte, kurz dankend, damit davon.

Dem Brändli-Toneli fiel dabei nichts auf, als der große Betrag der Rechnung für ein einziges Kleid und er frug den Junggesellen neugierig, wer denn in der Mühle so köstliche Kleider trage? Der junge Müllerbursche lachte laut auf, versetzte dem Lehrling einen kräftigen Klapps und meinte schlau blinzeln: „O du Spreukopf! Du glaubst wohl, es gebe kein Weibervolk mehr außerhalb der Mühle?“

Erst jetzt erging sich der Knabe in dunkeln Vermutungen, aber es fiel ihm durchaus nicht ein, den Umstand damit in Verbindung zu bringen, daß die Müllerin mehrere Tage nicht im Geschäfte erschien und nachher so blaß und leidend aussah, als wäre sie von langer, schwerer Krankheit aufgestanden. Dagegen machte er die peinliche Wahrnehmung, wie nach und nach ein ganz anderes Wesen im Hause waltete, wie an Stelle der wohlthuenden Behaglichkeit und des herzlichen, familiären Tones kalte Zurückhaltung, erzwungene Förmlichkeit und nervöse Erregtheit traten.

Daher fiel es dem Toneli, als er die Lehrjahre hinter sich hatte, nicht sehr schwer, von der Talmühle zu scheiden, um auf die Wanderschaft zu gehen. Tief zu Herzen ging ihm aber der Abschied von der Mutter, den Geschwistern und dem kleinen Häuschen auf dem Brändli. Tröstend gab er der besorgten Mutter das Versprechen, ihr recht bald zu schreiben, sobald er Arbeit gefunden habe und dann und wann von sich hören zu lassen.

Schon nach etwa acht Tagen traf ein Brief von Toneli auf Morschach ein, der neben vielen Grüßen die erfreuliche Mitteilung enthielt, daß er in einer großen ostschwei-

zerischen Müllerei als Müllerbursche schaffe und zwar bei schönem Lohn. Nicht sehr federgewandt, antwortete die Mutter kurz aber herzlich. Eigentümlich mutete sie die Adresse an, mit der sie den Brief zu versehen hatte: „Herr Anton Imhof“ u. s. w. Das klang so fremd. Den so gewohnten Namen Brändli-Toneli hatte ihr Sohn abgelegt. Wie mochte sie ihn dereinst wiedersehen, vielleicht auch ganz anders in seinem Wesen und Charakter? —

Doch die jahrein und aus mit einer gewissen Regelmäßigkeit eintreffenden Briefe ließen vermuten, daß Anton immer gleich rege und strebsam und den Seinen wie ehedem von Herzen zugetan sei. In wenigen Jahren war aus dem Müllerburschen ein Obermüller geworden. Manch hübsches Stück Geld hatte er der Mutter bereits heimgeschickt und sie und die Geschwister bisweilen mit sinnigen Geschenken überrascht. Einmal traf von Anton auch ein photographisches Bild ein. Darnach hatte er sich freilich merklich verändert, war zum Mann herangereift. Doch aus seinem Bildnis, wie aus seinem Schreiben, sprach die alte, treuherzige Offenheit.

Weniger angenehm berührt wurde die Brändli-Franziska von der Mitteilung Antons, daß seit einiger Zeit auch Tschaluners Gustav im gleichen Müllereigeschäft sich befinde, dem der junge Morschacher als Obermüller vorstand. Der drittälteste Sohn Tschaluners sollte da die Neueinrichtungen des Mahlwerkes kennen lernen. Er zeigte sich, wie Anton schrieb, ihm gegenüber total anders als früher und verkehrte mit ihm ganz freundschaftlich. Aber er ging mehr dem Vergnügen, als der ernsten Arbeit nach, was Anton durchaus nicht gefiel und daher seiner Mutter auch verhehlte.

Und noch etwas hatte Anton in seinen an die Mutter gerichteten Briefen unerwähnt gelassen. Es war ihm ganz zufällig gelungen, einen wichtigen Schritt zu Gunsten des

Geigenmachers Suter zu tun, den er auch in der Fremde stets in dankbarer Erinnerung behielt.

Früh morgens einst erhielt die Brändli-Franziska unerwarteten Besuch. Der arme Instrumentenmacher von Ingenbohl trat bei ihr ein und zwar so aufgeräumt und lebhaft, daß in der guten Frau der Verdacht aufstieg, Suter habe etwas tief ins Gläschen geschaut. Doch dem war nicht so. Ihn erfüllte ein wonniges Gefühl überquellender Freude und Dankbarkeit. Sah er sich doch auf einmal ganz unverhofft aus seiner trostlosen Lage herausgerissen und vor eine Zukunft gestellt, die seine kühnsten Hoffnungen zu erfüllen versprach. Und wer hatte das bewirkt, wer hatte den Anstoß zu diesem beglückenden Umschwung gegeben? Toneli war's, der gute Toneli, wie Suter mit leuchtenden Augen und warmem Händedruck der überraschten Mutter erzählte.

Ein Dilettanten-Orchester, dem Anton angehörte, hatte bei einem festlichen Anlasse mitgewirkt und der weiche, volle Ton seiner Geige hatte die Aufmerksamkeit eines fremden Herrn erregt.

Derselbe besah sich bei Gelegenheit das Instrument, das ihm auch seiner gefälligen Form wegen sehr gefiel und erkundigte sich, von was für einem Meister die Geige herrühre, deren Klang der Herr den besten alten Instrumenten ähnlich fand. Anton gab bereitwillig Auskunft und schilderte zugleich die Lage des mißkannten Künstlers.

Bald darauf erhielt Suter von einer angesehenen Instrumentenhandlung des Auslandes eine Bestellung von drei verschiedenen Stücken. Mit unermüdlichem Fleiß und einer nie zuvor gekannten Schaffensfreudigkeit ging er an die Arbeit und die drei Instrumente gestalteten sich zu wahren Meisterstücken. Reich fiel auch das Honorar dafür aus. Noch weit mehr freute aber den guten Geigenmacher, daß ihm seitens der berühmten Firma eine sorgen-

lose Existenz, ja eine geradezu glänzende Stellung zugesichert wurde für den Fall der Uebersiedelung Suters in die Weltstadt, wo das Hauptgeschäft der großen Instrumentenhandlung sich befand.

Suter hatte sich schnell zur Auswanderung entschlossen, trug bereits den bezüglichen Vertrag fix und fertig in der Tasche und stand unmittelbar vor der Abreise, einzig bedauernd, daß ihn die Kleinheit der Verhältnisse aus der schönen Heimat trieb, an der er mit all der Kraft eines tiefen Gemütes hing.

Wirklich innig erfreut über die glückliche Wendung im Schicksale des vielgeplagten Mannes, in der sie eine wunderbare Fügung des Himmels erblickte, begleitete Franziska den Scheidenden noch einige Schritte vor das Häuschen hinaus.

Da kam eine wunderliche Figur des Weges. Ein Mann mit großem, breitrandigem Hut trug neben andern Siebensachen einen mächtigen, weißgrauen Schirm, wie die Frau einen solchen in ihrem Leben noch keinen gesehen hatte. Hart vor ihr warf der Unbekannte alles kurzer Hand ab, auch den Hut dazu, wischte sich den Schweiß vom Gesicht und sprach Franziska in einem Idiom an, daß sie kein Wort davon verstand.

Suter aber, der ehemals einige Zeit in Paris gewesen war, erklärte der Erstaunten, der Herr sei ein welscher Landschaftsmaler, wünsche hier einige Bilder zu skizzieren und frage um die Erlaubnis nach, so weit es hiezu nötig sein werde, ihr Land zu betreten. Just da in der Nähe des Häuschens sei ein hübscher Punkt, auf dem er mehrere Tage zu malen gedenke. Daß gerade ein Landesfremder vor irgend einem Einheimischen darauf gekommen sein sollte, das kam der guten Frau seltsam vor, doch der mochte sich ja wohl darauf verstehen und so gab sie ohne Sträuben ihre Einwilligung dazu.

Als die Brändli-Franziska den scheidenden Geigenmacher verabschiedet hatte, sah sie den Maler bereits auf dem bezeichneten Platze sitzen, vor sich ein großes Stück Leinwand aufgespannt, über sich den mächtigen Schirm und neben sich im Grase ein Häufchen silberglitzernder Tuben und Büchlein, in welchen er lebhaft herumkramte. Hinter der Staffelei baumelte an einer Schnur der breitkrämpige Hut lustig im Morgenwinde.

Dann setzte sich der Meister auf kleinem Feldstuhle vor die Staffelei, bedeckte seine Palette mit den verschiedensten Farben und begann mit genialen Strichen seine Skizze. Auf einmal wurde er aber jach und krach mit samt der aufgespannten Leinwand rücklings über den Haufen geworfen, so daß Palette, Pinsel und Farbtuben weit auseinanderflogen. Mehr überrascht als erschrocken sich wieder aufrichtend, erblickte der eifrige Landschaftler den Attentäter, einen braunzottigen Ziegenbock, hinter der Staffelei, schon wieder sprungbereit dem baumelnden Hutungetüm gegenüber.

Eines Lächelns sich kaum erwehrend, eilte die Fran herbei, brachte den tatenlustigen Geißbock auf die Seite und wandte sich dann dem Häuschen zu. Unter dem Eindruck der erlebten Ueberraschungen wurde es der schlichten Bergfrau ganz sonderbar zu Mute. Die sie berührenden Verhältnisse hatten sich innert kurzer Zeit wesentlich anders gestaltet. Ihr schienen die Dinge in völligem Umschwung begriffen zu sein.

Schon geraume Zeit sah sich Franziska von keinen Nahrungssorgen mehr bedrängt. Die ihr zu Gebote stehenden Mittel wurden von dem bescheidenen Haushalte nicht mehr aufgezehrt und ihre Sparpfennige wuchsen zusehends. Die ehemals in Not und Sorge verwahrlosten Wohnräume waren so heimelig eingerichtet, wie man es in dem alten, rußigen Häuschen kaum für möglich gehalten

hätte. Blumen zierten Fenstergesimse und Laube und durch die kleinen Butzenscheiben blinkten schneeigweiße Vorhänge.

Bis aufs Kleinste, das noch in die Dorfschule ging, hatten alle Kinder der Brändli-Franziska, dank Antons kräftiger Hülfe, gute Berufe gelernt und trugen mit Bienenfleiß dazu bei, daß der guten Mutter nichts abging, ja daß geradezu eine nie zuvor gekannte Behaglichkeit sie umgab. Nur eines fehlte ihr, ganz besonders in einsamen Stunden, wenn die Kinder auswärts arbeiteten. Sie sehnte sich immer mehr nach ihrem ältesten Sohne. Oft stundenlang in seinen Briefen blätternd, las Franziska manchen gewiß zum dritten und vierten Mal. Anton war auf seiner vieljährigen Wanderschaft bis tief ins Oesterreichische hinein gekommen und zur Stelle eines Mühlenwerkmeisters vorgerückt. Sein letzter Brief versicherte die Mutter, sie dürfe ja nicht denken, daß er sich etwa zu sehr einschränke wegen seiner unbedeutend erhöhten Haushaltungsbesteuer. Sie bilde nur einen kleinen Teil von dem, was er sich von seinem Einkommen auf die Seite legen könne. Eine auf seinen Namen patentierte Verbesserung im Mahlwerke trage ihm reiche Zinsen ein. Ueberhaupt schein ihm alles zu glücken, seit er seine Lieblingsidee, sich doch noch als Violinvirtuos auszubilden, dem launischen Geschick geopfert habe.

Diese Stelle des Briefes berührte die gute Mutter etwas peinlich. Sie glaubte, aus der Bemerkung Antons herauszufühlen, daß er nahe daran sei, freventlich mit dem Schicksal zu hadern, inmitten der sonnigsten Tage des Glückes. In diesem Gedankengange wurde Franziska von einem neuen Besuche überrascht.

Ein Mann vom Tale herauf, der sich mit der Vermittlung von Liegenschaftsverkäufen abgab, im Volke gemeinlich der Wylen-Balz genannt, trat in Gesellschaft

eines städtisch gekleideten Herrn ins Stübchen der Witwe und eröffnete ihr in seiner gewohnheitsmäßigen Weit-schweifigkeit, daß man das kleine, wenig abtragende Heim-wesen Brändli zu schönem Preis zu erwerben gedenke und zwar für ein Unternehmen, das der Einwohnerschaft von Morschach viel Verdienst bringen und der Gemeinde zu ungeahntem Aufschwunge dienen dürfte.

Franziska warf rasch ein, daß es keine so leichte Sache sei, das Einzige, was man sein eigen nenne, kurzer Hand zu verkaufen. Zudem stünde das entscheidende Wort darüber den Kindern zu, und sie würden das ihnen lieb gewordene Heim wohl kaum so leicht veräußern, ohne den Rat des Waisenvogtes schon gar nicht.

Der Herr erwiderte, man wolle sie und ihre Kinder durchaus nicht überrumpeln, gebe ihr gegenteils acht Tage Zeit, um sich die Sache gehörig zu überlegen. Auch biete man ihr das Dreifache des Kaufpreises, der im letzten Kaufbriefe eingetragen sei, unter der einzigen Bedingung, daß der Handel vorderhand noch geheim gehalten werde. Den Waisenvogt dürfe sie selbstverständlich schon ins Vertrauen ziehen.

Diese Bedingung ging die Witfrau ein und gab dem Herrn die Hand darauf. Derselbe versicherte sie dann noch, daß das Brändli in den Händen Einheimischer bleibe und zu einem wahren Paradies umgestaltet werde, dazu bestimmt, Tausende von nah und fern anzuziehen.

Der guten Frau wurde es ob der neuen Ueberraschung nachgerade wirbelig im Kopfe. Es war ja für sie ein kleines Vermögen, was man da für das winzige Heimwesen Brändli bot, welches nur für wenige Ziegen Futter lieferte. Aber am Ende war es doch ein eigenes Heim und bei regem Fleiß ließen sich aus dem steinigen Boden auch noch genug Erdäpfel und anderes Gemüse für die Familie ziehen. Es lag so hübsch, freilich etwas seitab vom Verkehr und hatte

einen Zugang, der bei dunkler Nacht nicht ganz gefahrlos war.

Von Mutter und Kindern wurde auch wohl erwogen, was für und wider den Verkauf des Brändlis sprach. An manchem Abend wurde Rat gehalten und die guten Leute hätten es wohl kaum rechtzeitig zu einem Entschlusse gebracht, wenn nicht die an Anton und den Waisenvogt gerichteten Anfragen übereinstimmend und entschieden zu Gunsten der Veräußerung beantwortet worden wären.

So ging denn das kleine Heimwesen Brändli mit anderm umliegendem Lande in den Besitz eines weitsichtigen, unternehmenden Mannes über. Nach wenigen Monaten wimmelte es auf der bisher so stillen Anhöhe von Arbeitern. Laut ging es her, Holz wurde gefällt, wildes Strauchwerk ausgereutet, Felsen gesprengt und in Bälde der Grundstein gelegt zum Kurhaus auf Axenstein. Die nach und nach zu einem Glanzpunkt der Umgebung des Vierwaldstättersees umgeschaffene und mit einem Hauch der Poesie umgebene Bergkanzel der Wasiflüh wurde vom Eigentümer, Herrn Ambros Eberle, Nationalrat von Schwyz, Axenstein getauft im Hinblick auf die tief zu Füßen den Felsen kühn durchbrechende Axenstraße.

Der französisch sprechende Landschaftsmaler, welcher auf dem Brändli Skizzen machte, war der berühmte Genfer Meister Calame, welcher der Königin von England Bilder anfertigte von jener Stelle, die sie als den schönsten Punkt bezeichnete, den die hohe Touristin auf ihrer Schweizerreise im Jahre 1868, da der neue Kurort noch unvollendet war, berührt hatte.

Das Umziehen vom Brändli nach Morschach hatte der Familie Imhof, namentlich der alternden Mutter, doch einige wehmütige Augenblicke bereitet. Indessen bot ihre im Dörfchen gemietete Wohnung mit fast vollständig neuer Einrichtung wesentliche Vorzüge gegenüber dem verlas-

senen Häuschen. Zudem gehörte ein schöner Gemüsegarten zum neubezogenen Heim, von welchem aus sich ein recht hübscher Blick in die Gebirgswelt bot.

Und was die Brändli-Franziska, wie die Witwe nach wie vor genannt wurde, bisher ganz entbehrt hatte, bekam sie nun regelmäßig in die Hände. Der als Förster viel abwesende Sohn der Nachbarin Euphrosine hielt nämlich eine Zeitung und da die neugierige Alte nicht lesen konnte, brachte sie das Zeitungsblatt jeweilen der Franziska, die ihr dann wieder das Wissenswerteste daraus vorzulesen oder zu erzählen hatte.

Eines Morgens rief Euphrosine der neuen Nachbarin über die Gartenhecke zu, soeben habe der Postbote die Zeitung gebracht mit der Bemerkung, es stehe etwas vom Müller Tschaluner darin, das gewaltig Aufsehen erzeuge. Sie habe zwar den Briefträger schon gefragt, was denn drin stehe, aber der sei ein Erzschalk und habe ihr geantwortet, sie möge das Zeug doch selbst lesen. Jetzt werde man lästerlich gehänselt, wenn man nicht schreiben und lesen könne und früher hätten das nur wenige gelernt. Ja Morschach habe einmal sogar einen Gemeinbeschreiber gehabt, der nicht „Schriftgelehrter“ gewesen sei und von der Regierung die Erlaubnis besessen habe, Aktenstücke mit einem Kreuz zu unterzeichnen!

Franziska, die hastig nach dem Zeitungsblatt gegriffen, schien nichts mehr zu hören und durchstöberte flugs das ganze Blatt von vornen bis hinten, ohne etwas Besonderes zu entdecken, bis sie endlich am Schlusse des Blattes nachstehende Mitteilung fand, die sie laut vorlas:

„Wie wir aus bester Quelle erfahren, hat sich Müller Tschaluner unter Hinterlassung seiner Familie und einer großen Schuldenlast aus dem Staube gemacht. Es herrscht nicht geringe Bestürzung, denn in seinem großen Kreise

von Verwandten und Bekannten soll er Kredit und Vertrauen in hohem Maße mißbraucht haben.“

Sprachlos standen beide Frauen einen Augenblick da, bis Euphrosine, die sich inzwischen mit einer kräftigen Prise Schnupftabak erfrischt hatte, zu Worte kam und meinte: „Ihr könnt froh sein, daß euer Toneli nicht mehr in der Talmühle ist.“

Dieser Einfall brachte die Brändli-Franziska plötzlich auf einen andern. Mit der Bemerkung, sie wolle das rasch ihrem Sohn schreiben, entfernte sich die in Hast geratene Frau eilends.

Indessen hinterbrachten die Zeitungen alles viel rascher und gründlicher der neugierigen Welt. Wochenlang bildete der Krach der Talmühle das Tagesgespräch, indem die Blätter immer neue Einzelheiten brachten. Darnach hatte Tschaluner waghalsig in Getreide spekuliert, um durch einen kühnen Schachzug sich aus unleidlicher Lage herauszuwinden, in die er durch Veruntreuungen in eigener Familie, infolge kostspieliger Passionen und wegen allmählichen Rückganges in der ehemals musterhaft geführten Hauswirtschaft geraten war. Die fast erdrückende auswärtige Konkurrenz mochte indessen auch ihren Teil zum Ruin des einst so blühenden Geschäftes beigetragen haben; wenigstens forderte sie gleichzeitig da und dort ihre Opfer.

Tatsache war leider, daß die Verluste den anfänglich angenommenen Höhepunkt noch überstiegen, indem die Liquidation des Geschäftes bei voller Betriebseinstellung und unter ungünstigen Zeitverhältnissen recht mißlich ausfiel. Die Familie Tschaluner zerstreute sich in allen Richtungen der Windrose und in ihr Haus zog als neuer Eigentümer — der Brändli-Toneli oder der nunmehrige Müller Anton Imhof mit seiner Mutter und einem Teil seiner Geschwister.

Auf vieljährige praktische Erfahrungen gestützt, nahm der junge Mann die Leitung des erheblich vereinfachten Geschäftes in feste, sichere Hand und er hat die Mühle auch, dank seiner Umsicht, seines unermüdlichen Fleißes und wohlwogener, Einschränkung, stets in ungestörtem Betriebe erhalten.

An der nächsten Weihnacht fand sich die ganze Familie Imhof samt den Bediensteten um einen schönen Christbaum vereinigt, der mit vielen sinnigen Festgeschenken geschmückt war. Niemand durfte bei der Bescherung leer ausgehen. Galt Anton doch als eine der schönsten Erinnerungen, wie er einst in der nämlichen Stube als armer Botenknabe an einer Weihnachtsfeier hatte teilnehmen dürfen und dabei auch beschenkt worden war.

Mit hoher Befriedigung erfüllte ihn die Wahrnehmung, wie alle durch die gespendeten Gaben sichtlich beglückt waren und namentlich die liebe Mutter in seliger Träumerei den Lichterglanz und Tannenduft auf sich einwirken ließ, bisweilen verräterisch aus den Augenwinkeln sich vordrängende Freudentränen wegwischend.

Zu sehen, wie die Mutter sich im häuslichen Glücke so wonniglich sonnte, das tat Anton besonders wohl. Mit all seinem Schaffen und Ringen hatte er ja von Kindesbeinen an immer dem Ziele zugestrebt, nach Möglichkeit abzutragen daran, was die gute Mutter in langen, schweren Jahren, unter harter Arbeit, fast erdrückenden Sorgen und vielfachen Entbehrungen ihm und seinen Geschwistern zum Opfer gebracht hatte. Und in diesem seinem Streben hatte Anton auch seine Lieblingsidee, sich als Violinvirtuose auszubilden, geopfert, denn das war ihm seinerzeit bei der Unsicherheit des Erfolges als gering erschienen gegenüber dem, was die Mutter ihren Kindern zu lieb getan.

Der junge Müller war überhaupt recht zufrieden und glücklich in seinem langsam, aber stetig sich entwickel-

den Geschäfte und im Kreise seiner Familie. Doch gab es bisweilen Momente, wo er die Einsamkeit aufsuchte und auf seiner Geige in wilden, stürmischen Accorden dahinraste, um erst nach und nach in ruhigere Weisen überzugehen, die schließlich in wehmutsvolle Klänge sich auflösten. In solchen Augenblicken ließ sich Anton von keinem Menschen stören und nur etwa in einem gemütlichen Plauderstündchen kam er vielleicht gelegentlich darauf zu sprechen und meinte dann, es sei durchaus nicht leicht, den Sturm eines Jugenddranges zu beschwören. Derselbe erwache eben immer wieder wie der Föhnsturm in den Alpen.

Uebrigens trat der neue Talmüller bald einem kleinen Orchester bei, das oft den Gottesdienst in der Pfarrkirche verschönern half, mitunter auch die Pausen bei Theateraufführungen ausfüllte oder von sich aus irgend einen Unterhaltungsabend veranstaltete, so sich und anderen manche edle Freude bereitend.

